WerkstattGeschichte 27, Ergebnisse Verlag, Hamburg 2000, S. 119-123

■ Die DDR und ihre Texte

Alf Lüdtke/Peter Becker (Hg.), Akten, Eingaben, Schaufenster. Die DDR und ihre Texte – Erkundungen zu Herrschaft und Alltag. Berlin (Akademie Verlag) 1997, 313 S., Abb., DM 68,-

Der vorliegende Band wurde durch eine Konferenz am Deutschen Historischen Institut in Washington D. C. angeregt, ist aber keiner der üblichen Tagungsbände. Das Ereignis liegt inzwischen schon sechs Jahre zurück. Damals wurde gerade damit begonnen, den Ertrag zu resümieren, den der erste Ansturm auf die reichlichen Aktenbestände der DDR gebracht hatte. Begründet wurde angezweifelt, daß sich die »historische Wahrheit« über die untergegangene Gesellschaft allein aus den Partei- und Staatsakten ableiten lasse. Drei Anregungen der Tagung zum Umgang mit den überkommenen Texten der DDR versuchen die Autoren in ihren Beiträgen umzusetzen. Einmal ist die »Faktizität« der Staats- und Parteiakten zu prüfen, auf die sich die historische Forschung seit 1990 konzentriert hat. Quellenkritik sollte Herrschaft als kommunikative Praxis begreifen und auch die Eigendynamik dieser »sprachlichen Repräsentationen der Wirklichkeit« angemessener berücksichtigen. Dies wird in den Einleitungsbeiträgen ausführlich entwickelt. Mathias Judt erläutert das »Arbeiten mit Texten einer deutschen Diktatur«, Burghard Ciesla den Umgang mit »Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftsberichterstattung«, Ralph Jessen untersucht »Herrschaft als kommunikative Praxis« und legt Thesen über den Zusammenhang von »Bürokratie und Sprachnormierung« vor. Weiter wurde der historischen Forschung angeraten, den Fundus berücksichtigter Texte unbedingt zu erweitern. Dafür geben die anschließenden Fallstudien eindrucksvolle Proben. Sie gehen über den Rahmen der von der politischen Geschichtsschreibung akzeptierten Quellen hinaus und beziehen überdies auch fiktionale Texte ein. Denn der nachweislichen »Fiktionalität und Narrativität der Partei- und Amtsprosa« entspricht die »Faktizität der Fiktion« (Alf Lüdtke): In beiden Textformen (wie in bildlichen Repräsentationen) verknüpfen sich öffentliche und verschwiegene Deutungen, denen das Interesse der (kultur)hi-

storischen Forschung ja vornehmlich gilt. Der Hauptakzent aber liegt auf einer dritten Anregung: Die Autoren gehen vor allem den kommunikativen Alltagspraxen im Spannungsfeld von Herrschaft und Eigensinn nach. Konzeptionell wird dies von Alf Lüdtke umrissen; die »systematischen Zugriffe« von Judt, Ciesla und Jessen begründen diesen Ansatz näher. Die elf anschließenden Fallstudien demonstrieren nicht nur dessen Leistungsfähigkeit, sondern können wegen ihrer zeitlichen und thematischen Spannweite auch als Kaleidoskop ostdeutscher Alltagsgeschichte gelesen werden.

Die Studien setzen 1945 ein: Insa Eschebach analysiert »Reinigungsanträge« von NSDAP-Mitgliedern, die in Selbstdarstellungen ihre antifaschistische Haltung hervorheben, und konfrontiert diese (»privatisierenden«) Vorstellungen mit der Faschismus-Definition der Adressaten dieser Behördengesuche, d.h. der sowjetischen Besatzungsmacht und der deutschen Kommunisten.

Katherine Pence demonstriert für die 50er Jahre, wie Schaufenster der staatlichen und genossenschaftlichen Einzelhandelsgeschäfte als Texte gelesen werden können und inwieweit sie zusammen mit anderen Quellen etwas über das Dreiecksverhältnis von Konsumenten (Käufern), Verkäufern und Staatsmacht aussagen. Für einen Zeitgenossen der ostdeutschen Konsumkultur in den fünfziger Jahren ist der »fremde Blick« der jungen amerikanischen Autorin außerordentlich anregend. Ihre aus einem Couplet auf die Gründung des volkseigenen Einzelhandels (HO) abgeleitete Eingangsfrage, ob denn die besungenen »strahlenden, glitzernden, ›glänzenden‹ Schaufenster ... neben den ausgestellten Waren« auch den Weg zu Glück und Wohlstand in der Deutschen Demokratischen Republik gewiesen haben, kann aus der eigenen Erinnerung nur bejaht werden. Allein eine große Glasscheibe faszinierte damals. Selbst in einer Stadt wie Berlin waren noch Jahre später nicht alle im Krieg zerborstenen Scheiben ersetzt. Viele Läden besaßen nur kleine verglaste Sichtluken. Und nun sollte gar Weißbrot markenfrei verfügbar werden, noch dazu in der süßen Luxusvariante als Kuchenbrot. Dies war ein wahrhaftes Heilsversprechen, wirksam ganz ohne das Zutun von Werbegestaltern mit agitatorischer Absicht. Deren Wirken vornehmlich wird am Wechselspiel von Warenpräsentation und Agitation aufschlußreich untersucht. Etwas unklar bleibt dabei die durch Foucault inspirierte Vermutung, die Schaufenster hätten im »Kontext der zunehmenden Überwachungstätigkeit in der DDR« als »Augen der Geschäfte« »der Partei und den Ministerien« ermöglicht »festzustellen, inwieweit die Bevölkerung bereits das Idealbild der sozialistischen Kultur im Alltag erfüllte«. Daß die Schaufenster auch der Überwachung der Bürger durch den Staat dienten, steht für Katherine Pence fest, doch auch sie fragt sich, »welchen Nutzen die Regierung aus solchen Beobachtungen zog«.

Uta G. Poiger führt die Schwierigkeiten politisch engagierter Komponisten, Musikwissenschaftler und Produzenten, sich mit der musikalischen Sprache und Gesellungspraxis des Jazz anzufreunden, auf »(ost)deutsche« Vorstellungen von Respektabilität zurück. Sie exemplifiziert das am Schicksal des Leipziger Dozenten für Marxismus-Leninismus Reginald Rudorf, der in der frühen DDR erfolgreich als Jazz-Pionier wirksam war, dann aber am Widerstand der musikalischen Fachleute und Politiker scheiterte, obwohl er deren Sprache sprach und deren Argumentationsweise teilte. Seine unterschiedlichen Gegner werden hier pauschal als die »DDR-Verantwortlichen« identifiziert, obwohl es sich vor allem um eine Fraktion von Musikspezialisten handelte. Allerdings belegen die aus der politischen Sphäre herangezogenen Quellen, wie stark das Kulturphänomen Jazz symbolisch aufgeladen war und darum bis in die frühen 60er Jahre fälschlich,

aber prototypisch für die bekämpfte kommerzielle Massenkultur der USA stehen konnte. Offenbar vermengten sich hier drei ganz verschiedene Befürchtungen: Die Musikspezialisten verteidigten die deutsche Musikkultur (das Wort von der »Affenkultur« wird hier Ulbricht in den Mund gelegt, obwohl es auf den Altmeister Hanns Eisler zurückgeht), Hauptinteresse der Kultur-Politik (und zugleich übergreifender Konsens) war die Zurückweisung amerikanischer Popularkultur, und die Jugendfunktionäre schließlich waren unentschlossen im Umgang mit dem »elitären Treiben« der eigenen Jazzenthusiasten.

Thomas Lindenberger untersucht die internen und öffentlichen Texte der Deutschen Volkspolizei. Plastisch führt er vor, daß selbst die drögen Leitungsdokumente (Politbüro-Beschlüsse, Ministerweisungen usw.) zu sprechen beginnen, wenn die »Perspektive von oben« mit dem Material des Polizeialltags der ländlichen »Abschnittsbevollmächtigten« verbunden wird. Zusammen mit fiktionalen Texten und Spielfilmen Außenstehender wird so die »Rekonstruktion jener sozialen Wirklichkeit« möglich, »die vor allem in den 50er Jahren immer wieder dem Zugriff von Partei- und Staatsführung entglitt«. Der Charme dieser Studie beruht darauf, daß in den herangezogenen Texten die großen Diskrepanzen aufscheinen, die da zwischen der noch naiven sozialistischen Umgestaltungsidee und den kärglichen Mitteln der allzuständigen Staatsmacht bestanden, die sich zwischen den bramarbasierenden politischen Begründungen und dem polizeilich nüchternem Sachverstand auftaten. Auch die Nöte werden sinnfällig, in die die neuen Wachtmeister gerieten, wenn sie in plebejischer Unbeholfenheit den »politischen Kampfauftrag« unter ihren bauernschlauen Schutzbefohlenen durchzusetzen hatten. Es ist ein Glücksfall, daß der Schriftsteller Franz Fühmann seinen Zugang zur neuen sozialistischen Wirklichkeit 1959 zunächst als Hilfswachtmeister der Volkspolizei (die Uniform wurde ihm verwehrt) finden wollte, ein Bändchen mit Kurzgeschichten aus dem Polizeialltag schrieb und sogar das Drehbuch für einen Spielfilm »Der Abschnittsbevollmächtigte« hinterlassen hat.

Thomas Kramer untersucht einige Jahrgänge der Comic-Zeitschrift »Mosaik«, die im Gewande einer science-fiction-story »eine in der Geschichte der graphischen Literatur einmalige Interpretation der Wirtschaftspolitik eines Staates der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre« geben. Kramer geht der Herkunft der übernommenen Ideen und Topoi nach (utopische Belletristik, populärwissenschaftliche Literatur, Technik-Programme, Parteitagsbeschlüsse, Redaktionsanweisungen). Da die Leserzuschriften verschollen sind, kann nur die überaus hohe Auflage die Vermutung des Verf. stützen, daß die Faszination der bunten graphischen Erzählweise damals beinahe jede Story und auch jede Belehrung akzeptabel machte.

Alf Lüdtke war schon länger, dann speziell für seine 1994 erschienene Studie über »Helden der Arbeit«, auf der Suche nach Texten, die Rückschlüsse auf Arbeiterverhalten in den Betrieben zulassen. Hier entfaltet er seine reichen Erfahrungen mit den vielfältigen Quellen, die den Blick von MfS, SED, FDGB und staatlichen Leitungen auf das Arbeiterverhalten in den 50er Jahren bezeugen. An ausgewählten Beispielen belegt er, daß das Hauptinteresse aller Institutionen den »Werktätigen« und ihrem Arbeitsverhalten galt und zeigt, wie »dicht« viele der Schilderungen betrieblicher Situation und der verschiedenen Konfliktfelder auf der unteren Ebene der Berichterstattung, Rechenschaftslegung und Lageeinschätzung waren. Die Beispiele zeigen aber auch, wie die ideologische Idealisierung der Werktätigen als Arbeiterklasse auf den höheren Ebenen genau das verschwinden ließ, was in der Theorie als Triebkraft sozialistischer Entwicklung durchaus postuliert war: die Selbstaktivierung von Arbeitern, die ihre Arbeit gut machen wollten.

Gerade sie mußte – durch diese ideologische Brille gesehen – als Einfluß »des Gegners« erscheinen.

Als Kabinettstück des Bandes sehe ich die kleine rechtshistorische Studie von Inga Markovitz an. Schon weil sie – ohne darauf explizit einzugehen – zeigen kann, daß die politisch verordnete »Diktaturforschung« durchaus dem spezifischen Gehalt menschlicher Beziehungen in der DDR-Gesellschaft gerecht werden kann. Und weil Inga Markovitz etwas macht, was von manchen Leitinstanzen der deutschen Geschichtswissenschaft bis heute zurückgewiesen wird: Sie vergleicht beide deutsche Gesellschaften. Die Möglichkeit zum Systemvergleich bietet die simple Tatsache, daß im besuchten Gerichtsarchiv einer mittelgroßen ostdeutschen Stadt die Akten aus den 1980er und aus den 1990er Jahren gleichermaßen aufbewahrt werden, aber grundverschieden aussehen. Meisterlich werden hier an einem banalen Zivilprozeß aus den 80er Jahren (die Kreissparkasse hat Rückzahlungsforderungen in geringer Höhe an eine behinderte Frau) sowohl die Zielfunktion des ostdeutschen Rechtssystems als auch das Filigran der Verregelungen menschlicher Beziehungen sichtbar gemacht. Durch einen Kunstgriff kann Inga Markovitz auch alle Nachteile sichtbar machen, die das sozialistische Rechtssystem für den einzelnen hatte: Sie nimmt einen (ausdrücklich seltenen) Fall, in dem ein fürsorglicher Richter unabsichtlich das Recht gebrochen hat, als er den Fall im Sinne des sozialen Friedens und im Interesse der beschuldigten Frau löste und sie dabei gegen ihr Recht benachteiligte. Daß dies an dem vorgestellten Material überhaupt zu rekonstruieren war, ist der besonderen Qualität dieses überkommenen Textes geschuldet. »Die 1980er Gerichtsakten zeugen von menschlichen Konflikte, die die Richter einer gesellschaftlichen Katharsis und Lösung zuzuführen versuchten. Die 1990er Akten beschreiben Recht als Handlanger des Markts und einen Prozeß, der viel Papier, viel juristische Expertise, möglichst wenig Zeit der Richter und keine Gefühle beansprucht. «Wer Verständnis für die unterschiedlichen Rechtsvorstellungen von Ost- und Westdeutschen gewinnen will, dem wird diese tiefe kulturelle Differenz hier detailliert und ganz unaufgeregt von einer Autorin vorgeführt, deren Metier die vergleichende Betrachtung ist.

Anders die Autorin des letzten Beitrags, die sich ausdrücklich polemisch (und mit der Erfahrung einer Bürgerrechtlerin der DDR) gegen die vorwiegende Darstellung der ostdeutschen Geschichte als Wandel von Herrschaftsstrukturen und Unterdrückungsmechanismen wendet, die keinen Gedanken an selbstbestimmt handelnde Menschen mehr zuläßt und nur – was Arnulf Baring folgerichtig aussprach – »verhunzte und verzwergte« Untertanen kennt. Ina Merkel bekennt sich explizit zu dem von Alf Lüdtke entwickelten Programm, nach Quellen zu suchen, die etwas über »das innere Verhältnis von Anpassung, aktiver Zustimmung und Widersetzigkeit« aussagen. Sie selbst hat mit kritischen Zuschriften an eine Fernseh-Redaktion, die aktuellen Mißständen auf der Spur war, einen Textkorpus erschlossen, der etwas über mentale Eigenheiten eines bestimmten Typs des Ostdeutschen und sein Verhältnis zu Gesellschaft und Staat aussagt. Es handelt sich dabei sowohl um kritische Meinungsäußerungen als auch um Beschwerden und um »Eingaben« an das Fernsehen als einer staatlichen Instanz (die ihrerseits ein Büro zur korrekten Weiterleitung und Bearbeitung einrichtete). Die Autorin nimmt diese Briefe als einen Hinweis darauf, daß in der DDR »ein (halb)öffentlicher Diskurs über den Zustand der Gesellschaft« nachzuweisen wäre. Dies allerdings stellt sich wohl als Irrtum heraus. Zwar hat ein Austausch stattgefunden, zwar wirkten diese Meinungsäußerungen und Petitionen als Korrektiv, doch überwiegt der Eindruck, daß alle auf kafkaeske Weise aneinander vorbeigeredet haben: »So irrational

wie das Problem selbst, so irrational auch die Form der Kommunikation darüber«. Die politische Führung traf folgenschwere Fehlentscheidungen, die »träge dahinvegetierende Bürokratie« wurde wohl durch Beschwerden aufgeschreckt, traf aber häufig absurde Entscheidungen und war ohnehin in der »perversen Lage«, sich für Verhältnisse verantwortlich fühlen zu müssen, auf die sie keinerlei Einfluß hatte. Die Briefe geben typische Schwierigkeiten des DDR-Alltags wieder. Dies zudem in hoher Dichte, weil es ja ausdrücklich um Mängelklagen geht. Westliche Leser können nur verwundert sein, womit sich Ostler herumschlagen mußten. Bei ostdeutschen Lesern können sie wohl eher die innere Empörung wiedererwecken, die sie über Irrationalität, Dummheit und Schlendrian der Obrigkeit im Sozialismus hatten. So sie engagierte Reformer oder Dissidenten waren, kann sie diese Erregung immer noch dazu treiben, beredte Fakten für die Unvermeidlichkeit seines Zusammenbruchs zu präsentieren.

Es wäre unangemessen, diesen sozial- und kulturhistorischen »Erkundungen zu Herrschaft und Alltag« die Diskussion systemtheoretischer Alternativen abzuverlangen, obwohl die hier versammelten Studien dazu anregen. So ist von Alf Lüdtke und Peter Becker mehr als das beabsichtigte Ziel erreicht worden, ein nützliches Arbeitsbuch vorzulegen. Dennoch sei diese Brauchbarkeit als Arbeitshilfe abschließend noch einmal betont. Die Beiträge problematisieren nicht nur den Umgang mit den benutzten Texten, viele gehen auch auf die Quellenlage ein und geben praktische Hinweise. Fast alle haben einen kleinen Quellenanhang. Auch durch diese Anlage regt der Band dazu an, sich mit der Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte der DDR intensiver zu beschäftigen.

DIETRICH MÜHLBERG
(BERLIN)